

„Harte Arbeit - karger Lohn“ Aus dem Bauernleben in früherer Zeit

Von Friedrich Freiherr von Gaisberg-Schöckingen, Keltenhof, Ditzingen 4

Soll man einer vergangenen Zeit nachtrauern, soll man sie rückständig bezeichnen, oder glücklich? Zu allen Zeiten haben die Bauern, modern: die Landwirte, die in der Landwirtschaft Tätigen, nicht nur versucht die Menschen mit dem zu versorgen, was sie zum Überleben brauchen, nämlich Nahrung. Nicht umsonst heisst es im Vaterunser: Unser täglich Brot gib uns heute!

Im März der Bauer die Rösslein einspannt...

In unserem Klima wird im März die Sonne wärmer, an den Südhängen (Sommerseite) trocknen die Äcker. So naht die Zeit der Frühjahrssaat, der „Häberet“, die Saat von Hafer (Haber) und Gerste. Die Eggen, die die rauhe Furche eben machen sollten, waren ganz aus Holz, auch die Zinken (Zähne). Das Säen von Hand aus dem Säesack und das anschliessende Eineggen endete, als hier in Schöckingen um 1900 die örtliche Spar- und Darlehnskasse eine Sämaschine (Drillmaschine) anschaffte. Diese bewährte sich so gut, dass bald darauf mehrere Nachbarschafts- und Verwandtschafts-Sämaschinen gekauft wurden. Die alten Holzeggen waren nicht mehr leistungsfähig. Die neuen Eggen waren „beschlagen“, eiserne Zinken, sonst noch aus Holz, aber mit zwei im Einsatz aufragenden beschlagenen Kufen. Auf diesen Kufen konnte man die Eggen heim laufen lassen, was diesen Eggen den Namen „Läufereggen“ einbrachte. Sie waren noch bis weit in die fünfziger Jahre im Gebrauch, auch ihre schwerere Weiterentwicklung, die ganz aus Eisen war. Noch hinter den ersten Schleppern konnte man diese Eggen sehen.

Auflockern und Unkrautentfernung im Wintergetreide nannte man Frucht-Felgen. War früher noch das Ölmagenhäule im Gebrauch, benützte man später (1930er Jahre) das „Fruchthäule“. Haue ist eine grosse Hacke, Häule eine kleine. Es war meist Frauenarbeit, ebenso das Steinlesen und das Flechtgras- (Quecke) Lesen. – Für den Eigenbedarf wurde auch Mohn (Ölmagen) angebaut, den man natürlich auch Säen und Pflegen musste, im Gegensatz zu den Katzenmagen (Klatschmohn), der unerwünscht war.

Die Zuckerrübensaat verschob man gerne noch etwas. Gefürchtet waren Nachfröste und sogenannte „Aprilplätscher“, starke Regenfälle, die den Boden verschlammten und den Aufgang der Rüben verhinderten. Zur Vorbereitung der Zuckerrübensaat bearbeitete man das Feld mit der Scharegge, einer Läuferegge mit Gänsefuss-Scharen statt mit Zinken, die bis in die 1950er Jahre im Gebrauch blieben. Unmittelbar vor der Saat wurde die Walze mit angehängter Saategge eingesetzt. Diese Saategge hatte man schon hinter der Sommersaat benützt. – Die Walze war in früheren Zeiten aus Holz in einem Rahmen. Da sie keine Deichsel und sonstige Bremsvorrichtung besaß, wurde ein Bremsprügel (Stange) benützt, der, wie man mir erzählte, oft zu grotesken Unfällen führte. Die bekannte dreiteilige Glatwalze wurde erst nach 1950 durch die Cambridge-Walze verdrängt.

Die Futterrüben (Angersen) wurden vielfach nicht mit der Maschine gesät. Der Markierer zog Rillen und in die legte man von Hand die Rübenknäuel in Abständen einzeln ab (Angersen stupfen). Der Mar-

kierer war eigentlich ein selten gebrauchtes Gerät. Der Grindel eines alten Holzpflugs wurde mit einem Querbalken statt des Pflugkörpers versehen, der mit keilförmigen Zähnen versehen war.

In der Zwischenzeit hatte man auch den im Winter auf die Wiesen gefahrenen Mist verrechelt, klein gemacht, mit Hilfe von Wieseneggen oder anderen Hilfsmitteln und von Hand mit der Mistgabel. Das zusammengerechte Stroh wurde heimgefahren. Es war zum Streuen im Stall notwendig, auch im Strohgäu war manchmal das Stroh knapp. Das saubere Stroh musste ja auch teilweise gefüttert werden.

„Steckst du mich im April, so komm ich wann ich will, steckst du mich im Mai, dann komm ich glei(ch)!“

Die Kartoffel will warmen Boden. Aus kleinen Bogenkörben oder Eimern wurden die über Winter im Keller aufbewahrten Steck-Äbiren in vorgezogene Furchen von Hand eingelegt und schrittweise eingetreten und danach zugehäufelt. Fehlte jedoch noch auf diesem Acker der Mist, so konnte man auch flach Ackern und die Kartoffel jede zweite Furche an der Seite eindrücken. Bei kleineren Äckern häufelte man natürlich von Hand mit einer herzförmigen Hacke.

Mais („Welschkorn“) war notwendig zum Füttern des Rindviehs. Man säte ihn oft in ausgewinterte Rotklee-Äcker, auch das Einackern war hier möglich. Anfang Mai begann eine Zeit harter Handarbeit. Das mehrmalige Hacken (Felgen) der Zuckerrüben, Angersen und später der Kartof-



Ab 1900 kamen in Schöckingen Gespann-Sämaschinen zum Einsatz

Hoch und breit wurden
die Heuwagen gebaut



feln. Hier war jede Hand gefragt, auch Tagelöhner waren bei den „grösseren“ Bauern beschäftigt in dieser Zeit. Wenn die Witterung günstig war und die Reihen gut sichtbar waren, konnte man auch durchfahren, pflugfeln. Mit einem Hackpflug, Felgpflug, einen Reihen nach dem anderen. Ein leichtes Pferd, das eng ging, war vorteilhaft, sonst waren junge Ochsen für diese Arbeit gefragt.

Eine Rübe soll gross werden. Sie braucht Platz. Da aber die Rübensamen sogenannte Knäuel waren, die zudem noch in Reihen gesät waren, musste man die Reihen zunächst grob auslichten, verhasen, anschließend kniend verropfen, verzupfen, vereinzeln. Fingerfertigkeit von Kinderhänden war dazu recht nützlich. Dass dazwischen auch noch die Kartoffeln gefelgt und angehäufelt werden mussten, sei nicht zu vergessen. Doch wehe, wenn das Wetter in diesen Wochen schlecht war! Dann konnte es sein, dass man zunächst auf den Knien das große Unkraut herausreissen musste, um die Rüben überhaupt sehen zu können.

Ende Mai, Anfang Juni: Schönes Wetter – Heuwetter

Lange Zeit dominierte das Mähen mit der Sense (Segese). Nach dem ersten Weltkrieg kam dann die hohe Zeit der gezogenen Mähmaschine (Ausnahme Baumwiesen und schräge Hanglagen). Beim anschließenden Vorben, Verschütteln mit der Holzgabel (Schüttelgabel), durfte kein

Grashalm auf dem Boden liegen wie der andere. Mit dem (eisernen) leichten dreizinkigen Heugäbele war das natürlich einfacher. Mit einem leichten Holzrechen wurde mehrfach gewendet, unter Umständen auch nochmals alles verschüttelt, mit der Gabel. Auf großen Reihen zusammengerechelt, konnte man im allergünstigsten Fall am zweiten Tag das fertige Heu aufladen. Der Heuwagen war ein normaler Leiterwagen, bei dem die „Leitern“ durch große Heuleitern ersetzt wurden, vorne und hinten Heuschilde. Und vielfach zwischen den Rädern an jeder Seite noch ein „Bauch“, Seile oder Ketten mit einem Querholz. Beim Abladen des Heus waren wieder Kinder gefragt zum Heutreibeln, Festtreten.

War der Heuet vorbei, dann wartete schon wieder das Getreide, aber nicht auf die Ernte. Trotzdem man die „Frucht“ gefelgt hatte, zeigten sich jetzt Flughaber, Distel, Katzenmagen (Mohn) und andere Kräuter. Man ging zum Fuedere aufs Feld. Dieser Ausdruck kommt daher, dass in diesen Wochen das Futter für das Vieh etwas knapp war. Die ausgerissenen Pflanzen nahm man nach Hause und verfütterte sie. An Regentagen hatte man Zeit, um das Geschirr für die Getreideernte (Ernt) vorzubereiten.

Die schmalen handtuchartigen Grundstücke in unserer Gegend sind die Folge der Realteilung, jeder erbte seinen Teil. Es waren auch praktische Gründe dafür verantwortlich. Man denke nur, wie lange ein Ochse oder eine Kuh braucht, bis sie am

Ende eines breiten Ackers beim Pflügen von einer Furche in die andere gewechselt hat. Ein schmaler, langer Acker ist viel zeitsparender. Mit der Sichel einen großen Acker zu ernten, „erlebt“ man fast nicht, über einen schmalen sieht man eher drüber weg und ist „schneller“ fertig.

Juli – August: Erntezeit

Bis 1914 wurde hier in Schöckingen das Getreide noch mit der Sichel geerntet, zuletzt nur noch vereinzelt. Vor allem Dinkel („Korn“) war stoß- und ausfallgefährdet. Mit dem „Batscher“ (Sense mit „Flügel“) konnte man die Mahd vom Stehenden weg oder dagegen mähen. Mit der Sichel nahmen es die Frauen auf und bereiteten es auf langen Reihen „Sammelten“ aus. Damit diese Reihen gleichmäßig schön trockneten, mussten sie gewendet, umgekehrt werden. Das geschah mit dem Umkehrstecken. Ein langer gekrümmter Naturrast diente dazu. Er wurde am „Gipfel“ (Ähren) unter die Sammelte geschoben und das Ganze mit einem Ruck über den Halm umgekehrt. War alles schön trocken und dürr, wurden mit einem Rechen die Sammelten abschnittsweise zusammengezogen und mit Strohbindern in Garben gebunden. Dazu nahm man den „Bennagel“ (Bindenagel) zu Hilfe, ein ca. 30 – 40 cm langes Holz, spitz zulaufend an den Enden, welches vielfach auch als Erziehungsbeihilfe für arbeitsunwillige Kinder verwendet wurde. Anschließend wurden die Garben mit der zweizinkigen Bietgabel auf den Wagen geladen (bieten).



Mit dem Umkehrstecken wurde das geschnittene Getreide zur Trocknung umgedreht

Daheim wurde in den Barn abgeladen oder mit dem Scheuernseil in höhere Stockwerke hochgezogen. War das Feld leer, wurden die Äcker flach „gestürzt“, heute sagt man Schälens dazu. Die Hackfruchtäcker wurden vorher mit Mist überfahren. Auf kleine Häufchen wurde er abgeladen und mit der Mistgabel gespreitet. Auch die Zwischenlagerstätte, die „Feldmiste“ wurde verteilt. Zur gleichen Zeit war auch der zweite Schnitt Gras schnittreif gewachsen. Das Öhmd erforderte mehr Arbeit, da das Wetter oft nicht so war, wie es hätte sein sollen. Ein manchmal überstürztes Einfahren (das Öhmd sollte dürr sein, nicht nur trocken und leicht) führte manchmal (auch hier in Schöckingen) zu Erwärmung und Brand.

September – Oktober: Alles dreht sich um Hackfrüchte

Der Kartoffelbau in Schöckingen war bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts so bekannt, dass viele Haushalte in Stuttgart Jahr für Jahr ihre Winterkartoffeln ins Haus, in den Keller geliefert bekamen. Doch Vorratshaltung ist nicht mehr „in“. „Tütenkartoffeln sind immer erntefrisch!“ hat mir selbst einmal eine Frau erklärt, der ich Winterkartoffeln zum Kauf anbot. Doch zuerst mussten die Kartoffeln (Äbire) gewachsen und geerntet sein. Kurz bevor die Reihen schließen, wird gehäufelt, bei kleinen Flächen um 1900 noch mit einer herzförmigen Hacke.

Kartoffelkäfer gab es damals noch nicht. Kartoffel-Erntegerät war der Karst („Karsch“). Kartoffelroder kamen erst um 1930 auf. Der Mann hackte die Kartoffeln quer zur Reihe heraus und warf sie zur Seite auf eine „Blaihe“, eine breite Reihe zum Abtrocknen. Von Frauen und Kindern wurden sie aufgelesen und gleich aussortiert. Die grob angehackten, angefressenen, grünen und die ganz kleinen waren für Schweinefutter vorgesehen und kamen in Säcke, daheim in den Keller. Die großen, verkaufsfähigen kamen ebenfalls in Säcke, manchmal wurden sie offen auf den Wagen geladen und daheim in der Scheuer im Dunkel auf Haufen gelagert. Waren alle Kartoffeln geerntet, wurden sie in Zentner-Säcke (50 kg) gefüllt, aufgeladen und meist nach Stuttgart (ca. 15 km) gefahren. Die bestellten Mengen wurden direkt in die Keller getragen. Den Rest versuchte man „so“ zu verkaufen.

Während die Männer nach Stuttgart fuhren, gingen die Frauen „in die Angersen“ (Futerrüben). Sie wurden von Hand herausgerissen, auf schöne Haufen aufgesetzt und dann abgeschnitten. Die Blätter wurden extra aufgeladen und verfüttert. Die Angersen kamen zuerst in den Keller („Kern“), wenn dieser voll war, machte man auf dem Acker eine Grube (Angersenloch), zunächst mit Stroh zugedeckt, später bei zunehmender Kälte mit Erde zugedeckt.

Der Zuckerrübenbau war (und ist) ein Vertragsanbau. Die Zuckerrüben wurden frü-

her mit dem Zuckerrübenkarst herausgehauen. Dieser Karst war etwas schwerer als der normale Kartoffelkarst. Die Zinken waren unten etwas enger gestellt, um die Zuckerrübenwurzeln besser zu fassen. Zuckerrübenpflüge verschiedener Bauarten setzten sich nur langsam durch. Der „Pflug“ mit den gespreizten Zinken war schließlich der Sieger. Wie die Angersen wurden die Zuckerrüben zunächst auf runde Haufen aufgesetzt, mit grossen Messern abgeschnitten und genau gereinigt. Erdanlag wird auch heute noch vom Gewicht abgezogen.

November – Dezember: Winterarbeit

Mit Pferd, Ochse oder Kuh wurden die Rüben zur Bahnstation gefahren. Natürlich von Hand auf- und abgeladen, mit der Zuckerrübenegabel. Die Blätter waren Viehfutter. Diese Zeit der Fütterung war in den Ställen gut zu sehen, da sie sehr verdauungsfördernd war, das Vieh darauf reagierte und sehr verschmutzt („dreckig“) war. Schon während der Angersen- und Zuckerrübenenernte waren die Männer damit beschäftigt, die Rotklee-Äcker umzubrechen, die Kartoffel- und Angersenäcker zu ackern, für die Winterweizensaat mit der Egge vorzubereiten und auch schon zu säen. War dann der letztmögliche Weizen gesät, die Zuckerrüben abgeliefert, ging es „auf den Acker“ zum „Zackern“. Diese Winterfurche und das Aus-

frieren der Äcker war Voraussetzung für ein schönes Saatbeet im Frühjahr. Natürlich war auch der Mist, den man vorher auf die vorgesehenen Zuckerrübenäcker gefahren hatte von Bedeutung. Er sollte im Frühjahr verrottet sein. Die nun eintretende Winterruhe ist ein Märchen. Hafer, Gerste und Weizen hatte man ja nach der Ernte in der Scheuer eingebarnt. Mit dem Dreschflegel wurde nun gedroschen. Zwei Reihen Getreide wurden mit den Ähren zur Mitte auf der Tenne ausgelegt und von mehreren Personen mit dem Flegel ausgedroschen. In der Mitte sammelten sich nach mehrmaligem Dreschen die Körner. Mit der Putzmühle wurde dann die „Frucht“ gereinigt. Was nicht sofort verkauft wurde, kam auf die Bühne (Dachboden = Fruchtboden), Weizen fürs tägliche Brot, Gerste für die Schweine, Haber für die Pferde.

Das leere Stroh wurde zusammengezogen und mit Strohbindern zusammengebunden. Dazu benutzte man den „Schuiresebel“ (Scheunensäbel), ein Gerät ähnlich dem Bindenagel, jedoch auf der einen Seite wie eben ein Säbel. Damit wurden die „Bausen“ (Strohbindel) abgebaut, das heißt die lockeren Strohhalme aussen abgeschlagen. Die schwere Arbeit des Flegeldreschens wurde teilweise ergänzt durch die Dreschwalze, ein großes, schweres, eisernes Gerät, eine mit Rillen und Zugvorrichtung versehene Walze. Dieses Gerät war aber nur mit Pferden brauchbar. Einfacher Grund: Die „Rossbollen“ konnte man wieder aus dem Getreide entfernen, beim „Kuhdreck“ war das nicht möglich. Diese Arten des Dre-

schens wurden noch teilweise bis in die vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts praktiziert.

Unverdorbenes Roggenstroh brauchte man zu Strohbindern (Garbenbinden), Erbsen waren für den Eigenbedarf angebaut worden. Viele Arbeitskräfte brauchte man zum Dreschen mit dem großen Lohndrescher. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es in der Gegend (Strohgäu) einige große Lohndrescher neben vielen kleineren Dreschmaschinen. Von den kleineren Maschinen ist sogar eine Maschine überliefert, die mit einem Schwungrad von Hand angetrieben wurde. Bemerkenswert ist, dass es bei uns Dreschmaschinen gab, lange bevor die Getreideernte mit Anhaublech am Grasmäher, Handablage und Binder (Getreidebinder um 1930) mechanisiert wurde.

Zur Weiterarbeit: Es wurde niemand langweilig. Jeden Tag musste das Vieh versorgt werden (das ganze Jahr über, werktags und sonntags), dazu musste natürlich auch Futter geschnitten werden (Futterschneidmaschine), Angersen aus dem Keller geholt werden. – Viele Männer waren auch bei der Gemeinde „auf der Fron“. Es wurden Wege ausgebessert, Gräben gereinigt usw. Dann musste Holz für den nächsten Winter geschlagen und gemacht werden usw. Die Frauen, die ja das ganze Jahr über bei fast allen Arbeiten dabei waren, mussten nun Kleider richten, Kartoffel- und Fruchtsäcke stopfen, ausbessern, ganz abgesehen davon, dass die Kinder (und die Männer) jeden Tag ihr Essen auf dem Tisch haben wollten. Auch

das Schlachten eines Schweines für die Vorräte war im Winter angesagt.

Zum Abschluss dieser Betrachtung über die bäuerliche Arbeit vergangener Zeiten sei noch etwas über die Frau gesagt. Es war nicht nur der Haushalt und die Kinder das „Arbeitsgebiet“ der Frau. In Haus und Hof, Stall und Garten gab es soviel zu tun, das Versorgen der Schweine und Hühner gehörte auch dazu. Und immer wieder: wenn auf dem Acker oder der Wiese jemand zum Helfen gebraucht wurde, war es die Frau, die da sein musste. Dabei gab es außer Kindern noch Großeltern, die versorgt werden mussten, vielfach noch ledige, manchmal behinderte Geschwister beider Eheleute, die oft eine Hilfe, oft eine Last bedeuteten. Dies alles war „normal“. Wenn aber der Ehemann zur Arbeit ging, weil die Landwirtschaft zu klein war? Wenn der Mann Soldat werden musste und als Versehrter, Kranker heimkam, oder garnicht mehr, dann war die Not groß. Unglück und Tod verschonen auch den Bauern nicht. Doch kein Denkmal erinnert an diese (Land)frauen, ohne die ein Leben in vergangenen Zeiten nicht möglich gewesen wäre.

Zuallerletzt noch eine wahre Geschichte, die mir ein alter Bauer erzählte: In den zwanziger Jahren sei er einmal am frühen Morgen zu einem Verwandten gegangen, um ihn etwas zu fragen. Als er dort in den Stall kam, saß dessen Ehefrau unter der Kuh beim Melken. So nebenbei sagte sie nach dem Morgengruß zu ihm: „Heut Nacht hent mir au a Kendle kriegt!“ - Womit sie sagen wollte, dass sie in der Nacht ein Kind geboren habe.

Während die Männer und Frauen die letzten Kartoffeln zusammentrugen, wurde bereits mit dem Umbrechen des Bodens begonnen

